

Der zweite Teil des Verses

Autor(en): **Knobel, Bruno**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **98 (1972)**

Heft 31

PDF erstellt am: **21.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-511102>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der zweite Teil des Verses

Bruno Knobel



Von Georg Kreisler,

dem bekannten Makabarettisten, gibt es ein hübsches Lied, im Tone so richtig anklingend an die gute alte Zeit. Da wird in ebenso weitschweifiger wie sentimentaler Rückschau das gute «Mütterlein» besungen, das sich allerdings bei näherem Zusehen als ein gar nicht so unbedingt gutes entpuppt. Da heißt es zum Beispiel: «Mütterlein, Mütterlein, du warst mehr als Gold und Geld...» und dann: «Nie ließest du mir etwas fehlen, nein, es war dein stiller Brauch, was benötigt wird, zu stehlen. Was man nicht benötigt auch...»

Da heißt es: «Mütterlein, Mütterlein, oh wie gut warst du zu mir...» Und dann: «Als ich bei Herrn Meier einbrach, zeigtest du mir jeden Schritt...»

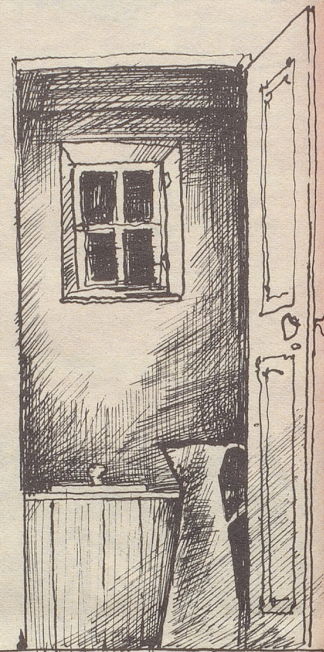
Da heißt es: «Warum kannst du heute nicht mehr bei mir sein? Wie gern hätt' ich dich noch gehabt...» Und dann weiter: «Doch du brachst vor zwei Jahren in die Länderbank ein, und dabei haben sie dich geschnappt...»

So wie Kreisler sein Mütterlein, so pflegen wir die «gute alte Zeit» zu besingen, jedoch ohne den zweiten Teil der Verse. Und dank dieser Unterlassung bleibt denn die besagte, so gute alte Zeit für uns vor allem in dem Sinne alt, wie eine liebenswerte Antiquität alt ist: Sie gilt als schön, weil ihr Gegensatz zur Gegenwart ein so schöner Gegensatz ist, so schön, wie man eine Barocktruhe empfindet, die mitten in einem Stahlrohr-Möbiliar steht.

Die gute alte Zeit gilt als gut, weil man in jener Zeit noch Zeit hatte. Man lebte geruhvoller. Der Verkehr beispielsweise war geradezu lächerlich gering – und so schön: Pferde, Kutschen und so.

Und die Arbeitsweise war so friedlich, so ganz und gar nicht hektisch. Und in jener so guten alten Zeit stand man bei weitem nicht unter all' den Zwängen, die einem heute das Leben sauer machen, nicht unter all' den Eingriffen in die persönliche Freiheit...

Es war – um es kurz zu sagen – ein Genuß, damals zu leben. Und daran besteht nicht der geringste Zweifel, denn jeder heutige Zeitgenosse spricht mit wehmutsvollem Seufzer von damals. Auch wenn er damals gar nicht gelebt hat und auch wenn er aus der überkommenen Schilderung des Damals lediglich den ersten Teil des Verses kennt.



Damals...

Damals (z. B. bloß vor hundert Jahren) arbeitete man in den Fabriken noch täglich 10 1/2 Stunden (auch am Samstag), 63 Stunden pro Woche. Der reale Stundenverdienst eines Arbeiters war etwa sechsmal geringer als heute.

Oh gute, alte Zeit!

Es sind erst etwa 60 Jahre seit jener guten alten Zeit, als z. B. in Zürich mehr als zwei Drittel der Wohnungen überhaupt keine Badegelegenheit aufwiesen und als 21% der Wohnungen nur über einen Gemeinschaftsbad verfüzten. Und noch vor 50 Jahren gab es für 25% der Wohnungen keine Waschküche im Haus. Als vor hundert Jahren eine (damals) moderne Siedlung von Einfamilienhäusern gebaut wurde, war es selbstverständlich, daß es in den Häusern kein fließendes Wasser gab. Das Wasser holte man an einem Brunnen. Drum singt man ja auch so gern und wehmutsvoll «am Brunnen vor dem Tore».

Und man lebte so frei und ungezwungen in der guten alten Zeit, etwa vor 200 Jahren. Da gab es zahllose behördliche Vorschriften,

wann was wie gegessen werden dürfe und wo man sich wann wie zu kleiden habe – in jener so guten alten Zeit, die so manche heutigen Zeitgenossen angeblich so sehr herbeiwünschen.

Immerhin:

Man soll andererseits auch nicht lächeln über jene Zeit. Nicht über die Kleidermandate und nicht über damalige obrigkeitliche Vorschriften darüber zum Beispiel, wie man bei welcher Gelegenheit seine Haartracht wählen oder den Kinnbart zu schneiden habe.

Denn wenigstens insofern leben wir noch immer in jener schönen guten alten Zeit, als es heute Leute gibt, die andern Leuten vorschreiben, bei welcher Gelegenheit ihr Kopfhaar nicht länger sein darf, als es der Ordnung entspricht. Wobei zu sagen wäre, daß es in jener guten alten Zeit als überaus ordentlich galt, wenn das Haupthaar recht lange auf die Schultern fiel. Aber eben: Ob die gute alte Zeit schön oder weniger schön war – das hängt immer davon ab, welchen Teil des Verses eines rückwärts gewendeten Lobliedes man unterschlägt.